



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1928

2 (1928)

Caritasblüten

Nr. 2

Februar

1928

Aufruf!

Der Heiland sucht Arbeiterinnen für seinen Weinberg. Aus Süd-, Ost- und West-Afrika, aus Amerika, von allen Seiten dringen Hilferufe zu uns um Kräfte für das Missionswerk. Unsere Genossenschaft ist ausschließlich für die Heidenmission gegründet und steht unter der Propaganda in Rom! Wie viele Arbeitsfelder müssen brach liegen bleiben, wie viele Missionsstationen sind mit Arbeit überbürdet, weil das Mutterhaus zu wenig Nachwuchs hat!

Mutige, deutsche Jungfrauen, welche ihre Kraft und ihre Kenntnisse dem erhabenen Missionswerk widmen wollen, sei es in der Schule, sei es in der Krankenpflege, in der Haus- und Handarbeit, mögen sich im Missionshaus in Neuenbeken melden, wo gerne Prospekte verabreicht und nähere Auskunft über die Aufnahme, sowohl für das Postulat als auch für die Missionschule, erteilt wird. In letztere werden schon junge Mädchen von 14 Jahren an aufgenommen, wenn sie Neigung zum Missionsleben haben.

Möge das Christkindchen zum Heil der armen Heidenkinder viele opfermutige Seelen erwecken, die mitarbeiten an der Ausbreitung des Reiches Christi, des kleinen Königs in Bethlehems Krippe.

Der Göze in meiner Tasche.

(Erinnerung einer unserer Missionschwester, die 20 Jahre in Ostafrika tätig war.)

Sief im Innern Afrikas, nicht weit vom schneebedeckten Kibo, sollte eine neue Katechistenstelle gegründet werden. Der Katechist, welcher diese Schule bekommen hatte, schickte eines Nachmittags drei Boten mit einem Brief, welcher die Bitte enthielt, ich möchte sofort kommen, er wisse sich vor Schwierigkeiten nicht mehr zu helfen. Der Weg war mühsam, durch Berg und Tal und Sumpf. Am nächsten Tag trat ich am frühen Morgen mit meiner Begleiterin Masingano meine Wanderung an. Sie war noch eine Heidin, aber sehr wegekundig. Alles war noch still und lag in tiefem Schlaf. Während der Nacht hatte es geregnet; wenn ich die Erdschollen von meinen schweren Sandalen abstieß, störte ich die Tiere im Schlafe. Flugs huschte hier ein Affe, dort ein Büffel oder eine Antilope aus dem Gebüsch hervor. Beim ersten Morgengrauen hatten wir schon den Saum des Urwaldes erreicht. Golden blühte die Sonne, und der blaue Himmel schaute wie das freundliche Gottesauge durch die schattigen Riesenbäume. Die Vöglein zupften ihre bunten Federkleidchen zurecht und begannen in herrlichen Morgenliedern das Lob unseres Schöpfers zu singen. Das alles versetzte mich in eine frohe Stimmung. Schweigend wanderten wir durch die schmalen Fußpfade, bis ich an einer hellen Lichtung im Walde ein Gözentempelchen gewahrte. Ein netter, ovaler Platz, mit weißem Flußsand bestreut, ein kleines, sauberes Vorhöfchen mit einem Zaun umsäumt, führt zum Gözenalter. Leise schlich ich dahin, um es zu untersuchen. Das Altärchen war aus feinen Stäbchen von Zierholz errichtet. Jedes Stäbchen war eigens verziert. In die Rinde waren Hieroglyphen geschnitten und oben am Türmchen flatterte ein rotes Fähnchen mit weißen Fransen. Auf einem niedlichen Tischchen stand der Abgott im reichsten Perlenschmuck. Es war eine häßliche Gözenfigur mit langen Ohren und ausgebreiteten Armen. Als Opfergabe standen vor ihr zwei geblumte Porzellantassen mit frischer Milch gefüllt, ebenso geschnitzte Löffel, ein neugeflochtenes Körbchen mit Maismehl und einige Kürbisflaschen, voll mit starkem Bier. Auf dem Boden lagen funkelrote neue Tücher als Teppich, aber auch als Bekleidung des Abgottes, falls es ihm so beliebt. Ich begann mein Zerstörungswerk und in wenigen Minuten war es vollbracht. Die ganze Herlichkeit lag in Trümmern, der Göze selbst verschwand in meiner Tasche. Entsetzt malte sich auf dem Gesichte meiner Begleiterin, da sie selbst eine Verehrerin des Gözen war. Vom ersten besten Baum brach ich einen Ast, befestigte oben an der Spitze mein Rosenkranz Kreuz, da mir kein anderes zur Verfügung stand. Diese Stange setzte

ich auf den Platz, wo der Opferaltar stand und dachte dabei an Moses und an die eiserne Schlange in der Wüste. Ein Gebet, daß jeder, welcher das Kreuz sieht, geheilt werden möge vom Aberglauben, begleitete die ganze Tat.

Beflügelten Schrittes ging es nun vorwärts zur neuen Schulgründung. Aber bald hörte ich schon das Echo eines wüsten, verzweifelten Heidenlärmes. „Wole-Ole“ klang es durch die Lüfte. „Wehe, wehe, unser guter Helfer aller unserer Väter und aller Zeiten hat uns verlassen.“

„Wer soll uns ferner beschützen, wer uns vor den giftigen Schlangen bewahren, wer soll uns gesund machen, wenn wir krank sind!?“ Immer greller und klagender wurde das Geschrei der Weiber und schließlich arteten ihre Klagelieder in Verwünschungen aus. „Die Täter dieses Frevels sollen die Geister unserer Vorfahren verfolgen; die Hand, welche das zerstörte, soll verfaulen“ usw.

Mit tiefem Weh hörte ich, wie der Aberglaube diese armen Menschen gefesselt hält. Lange, lange dauerte diese Litanei von Verwünschungen und Klage Liedern noch fort. Eine grelle Stimme sang vor, alle anderen antworteten in gedämpftem Tone: „Ja, die Hand soll verfaulen . . . o, komme zurück, unser Gott“, war das lezte wimmernde Rufen.

Inzwischen war ich mit meiner Begleiterin meinem Ziele immer näher gekommen. Freudestrahlend kam ein Katechist mir mit den schwarzen Ratsherren entgegen. Noch ein Sumpf, den wir durchwaten mußten, und wir standen an dem geplanten Schulplatz. Hier ließen sich alle aufs Gras nieder zur Beratung. Nach zweistündiger Verhandlung waren wir einig. Vorerst sollten 50 Heidenkinder die neue Schule besuchen. Sofort wurde der Grundstein gelegt, d. h. vier Baumstämme in die Erde gesetzt. Inzwischen war es aber bereits Abend geworden, und ich war gezwungen zu übernachten. Stolz bot der Häuptling selbst seine Hütte an, und ich wartete all der Dinge, die da kommen sollten. Endlich rief er laut: „Komm, Schwester, dein Bett und alles ist bereit.“ Wirklich, die schwarze Hütte war blank mit Kuhmist angestrichen. In der Ecke war eine harte Kuhhaut ausgebreitet, Schafe und Ziegen meckerten lustig und Ratten und Mäuse hielten ihre Jagd. Meine Begleiterin neben mir schnarchte laut. Trotz aller Müdigkeit konnte ich natürlich keinen Schlaf finden, denn als ich mich umsah, gewahrte ich noch 20 Wilde in der gleichen Hütte. Ich konnte nicht umhin, mein banges Gefühl kundzugeben und sagte plötzlich: „Hört, Männer, ich kann nicht schlafen; ich fürchte mich vor euch. Ihr könntet mir heute Nacht ein Leid zufügen.“ „Schlaf nur ruhig, Mama,“ ging's wie aus einem Mund. „Wir halten alle Wache bei dir. Welche Kinder können ihrer Mutter Böses antun? Wir bitten Dich, schlafe nur gut.“ Tatsächlich schlummerte ich bald ein, und als ich morgens erwachte, standen einige Bierköpfe da, ein Huhn war ohne Salz und Schmalz in der Asche

gebraten. Ich wollte dann die Kranken in dieser Gegend besuchen. „Ja,“ sagte der Häuptling, „alle Armen, die du antriffst, kannst du haben, denn mit diesen muß ich mich bei meinen Vorfahren im Jenseits doch schämen; sie haben nichts zu verzeihen, keine Ziege usw. Die Reichen müssen mir Nahrung für die Armen bringen.“ „Gut,“ sagte ich, „einverstanden.“ Bei meinem Krankenbesuch konnte ich zwei sterbenden Kindlein die Nottaufe erteilen, und ich habe sie zu Schützenglein der neuen Schule bestellt. Mit herzlichem „Adieu“ von Land und Leuten trat ich dann wohlgenut den Heimweg an.



Schwester Juditha Wucher nach Nairobi, Br. O.-Afr., die Schwestern Theonesta Küpper, Eulwina Gläserer, Gertrud Lang, Philippine Lüning nach Kilema, die Schwestern Blanka Dellwing, Alphonis Ecker nach Morogoro abgereist am 31. Dezember 1927 von Hamburg aus mit dem Dampfer Tanganyka.

Von Müdigkeit überwältigt, setzte ich mich unterwegs auf einen Baumstamm und betete mein Offizium. Es war in der Nähe des zerstörten Göztempels. Plötzlich standen drei starke Negerweiber vor mir. Mit offenkundigem Unwillen auf den Gesichtern sprachen sie neuerdings die Verwünschungen aus, deren lange Reihe mir gestern das Echo ins Ohr raunte.

Bei den Schwarzen sind Verfluchungen und Verwünschungen sehr gefürchtet, und sie glauben bestimmt, daß die Erfüllung derselben eintritt. Wie oft sagen z. B. unsere Kinder: „Wie gerne möchte ich getauft werden, doch fürchte ich den Fluch der Eltern.“ Die zornigen Weiber gaben mir unzweideutig zu verstehen, daß ich den Abgott ihrer Vorfahren zurückgeben müsse, wenn mir meine Zukunft lieb sei. Da ich mich entschieden weigerte, wollten sie Gewalt brauchen. Als die Sache doch zu bunt wurde, sagte ich zum Schluß: „Morgen zeige ich euch beim Gericht an.“ Das schlug

ein wie eine Bombe. Im nächsten Moment waren die drei Weiber im Dickicht auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Die Sache mit dem Gözen ging von Mund zu Mund durchs ganze Ländchen. Viele Gözendiener, besonders Zauberer, boten mir ihr



Schwester Winanda Herzog nach Transvaal, Schwester Imeldine Kehler und Schwester Theresilla nach Lourenco-Marques abgereist mit dem Dampfer Adolph Wörmann am 18. Januar.

ganzes Vermögen an, wenn ich den mächtigen Abgott ausliefere. Sie sind ja fest davon überzeugt, daß der Besitz eines solchen vor Unglück und Krankheit bewahrt. Jeder Heide unterwirft sich blindlings der Anordnung des Besitzers eines derartigen Gözen. Die Heimgesuchten müssen Geld, Ziegen, Schafe und Kühe, je nach der Größe des Unglückes, bringen. Mit vielen heidnischen Zeremonien wird das Opfer geschlachtet und gewisse Teile muß der Bittsteller selbst essen. Bei solchen Gastmählern darf keines der Familienmitglieder fehlen. Wenn der Abgott

nicht hilft, trägt das abwesende Mitglied die Schuld. Auf die Dauer wurde ich dieser Plagereien mit dem Göhen müde. Ich übergab ihn meinen Schulknaben, die unsere heilige Religion schätzen und lieben gelernt haben. Es war köstlich zu sehen, wie diese Jungens den Abgott, den sie früher selbst verehrt hatten, nun verhöhnten. Sie zogen ihn an den langen Ohren herum, sprangen zuletzt mit ihm zum Feuer und riefen: „Du hast uns lange genug betrogen. Brennen mußt du, wie dein Bruder Teufel“, und alle blieben stehen, bis der Göhe verkohlt war. Auf ähnliche Art habe ich eine ganze Anzahl solcher Göhen von ihrem Throne gestürzt. Man sieht, wie tief der Heide noch in der Finsternis des Unglaubens steckt. Er seufzt über die Herrschaft des Satans und huldigt dabei dem beklagenswertesten Aberglauben. Häßlichen Gebilden aus Ton, Stein oder Holz, fraßenhaften Fettschen, vernunftlosen Tieren erweisen sie göttliche Ehre. Und doch bietet ihnen der Aberglaube keinerlei Trost in den Beschwerden dieses Lebens. Keine Ergebung in Krankheit und Leiden, keinen Herzensfrieden und keine Ruhe der Seele! Sie sitzen, wie die Schrift sagt, in Nacht und Todeschatten. Soll das nicht unser Mitleid erwecken? und zur Unterstützung des Missionswerkes anspornen? Was du dem Geringsten unter den Meinen getan, das hast du mir getan.



Eine merkwürdige Taufe.

In einem heißen Sommertag wurde ich, als ich noch in Mariathal war, zur Pforte gerufen, wo mich ein schwarzes Elternpaar mit ihrem kleinen schwarzen Kinde erwartete. Auf den ersten Blick sah ich, daß es noch so echte Heiden waren. Sie waren sehr weit hergekommen und baten um Arznei für das arme kranke Kind. Als ich das arme Würmchen untersuchte, fand ich sofort, daß keine Rettung mehr möglich sei. Ich versuchte, den Leuten klar zu machen, daß große Gefahr für das Kind vorhanden sei, und rief ihnen an, es doch taufen zu lassen, damit es in den Himmel komme. Aber da stieß ich auf gewaltigen Widerspruch. Es half kein Zureden; sie wollten nur Medizin und dann wieder eiligst davongehen. Nun sann ich auf ein Mittel, wie wir das Kind für die Ewigkeit retten könnten. Unsere Krankenschwester hatte einen guten Einfall. Sie holte Weihwasser und Medizin, gab die letztere dem Kinde und fing an, mit dem Weihwasser das fieberhafte Köpfchen scheinbar zu waschen, taufte es aber auf den Namen Katharina. Die Leute verstanden ja die deutschen Worte nicht und hatten ja auch noch nie eine Taufe gesehen. Nun gab ich den Eltern noch zu essen

und auch etwas Arznei mit auf den Weg, daß sie ganz zufrieden abzogen. Wahrscheinlich haben sie aber auf dem Heimweg bei Bekannten übernachtet, welche ihnen zuredeten, das Kind taufen zu lassen, denn am anderen Tag standen sie zu meinem größten Erstaunen wieder vor der Türe. Diesmal brauchte ich nicht lange zu fragen, was sie so schnell wieder hierher geführt hat, denn sobald sie meiner ansichtig wurden, baten sie, ich möchte ihnen das Kind taufen. Was nun tun? Es war ja schon getauft, ohne daß sie es wußten, und wenn ich es ihnen jetzt sagen würde, wäre alles Vertrauen verloren. Ohne meine Verlegenheit merken zu lassen ging ich wieder ins Haus zurück und besprach mich mit der Krankenschwester, worauf dieselbe gewöhnliches Wasser nahm und in deutscher Sprache sagte: „Liebe kleine Katharina, wenn du im Himmel bist, dann bete auch für deine Eltern, damit sich dieselben bekehren und Katholiken werden. Die Leute waren nun ganz zufrieden, dankten und gingen mit ihrem kleinen Engel davon, den sie aber nicht mehr lebend nach Hause brachten, da er schon auf dem Wege in den Himmel flog, wo das Kind nun für seine armen heidnischen Eltern eine Fürsprecherin sein wird, damit auch ihnen das Glück der heiligen Taufe zuteil werde.

Schw. Rosa.



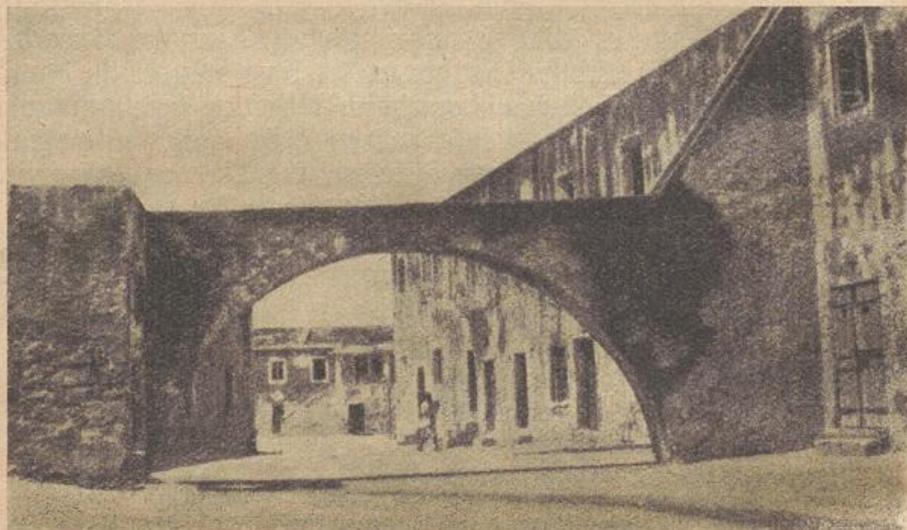
Brief des portugiesischen Missions- bischofes Rafael von Mozambique.

Sehr ehrwürdige Mutter Generaloberin!

Wls ich im Beginn meines Episkopates in ganz besonderer Weise mit dem Gedanken beschäftigt war über den großen Mangel an Schwestern für die Missionen des weiten Gebietes der Kolonie Mozambique, fügte es die göttliche Vorsehung, daß Sie, Ehrwürdige Mutter Generaloberin, Lourenco-Marques vorbeikamen und mich aufsuchten, ohne mir bekannt gewesen zu sein. Wie erinnere ich mich dieses Besuches und des Eindruckes, den die Verzichtleistung auf die Annehmlichkeiten der Reise und Ihre große Hingabe an das Missionswerk auf mich machten! Die große Entwertung der deutschen Mark verpflichtete zu Opfern, die keine der Schwestern zurückwies und als erste ihre Generaloberin, die auf der mehrwöchigen Reise nach Europa in der dritten Klasse des Dampfers fuhr. Die Generaloberin und Ihre Begleiterin, Schwester Editha, waren beide sehr zufrieden und beklagten sich nicht über die Unannehmlichkeiten der Reise. Sie reisten ja im Dienste der Missionen und diese sind alle

Opfer wert. Gepriesen sei eine solche Hingabe an die Mission. Dieses Zusammentreffen lag wirklich im Plane der göttlichen Vorsehung, weil mir daraufhin die Beihilfe der guten Schwestern vom kostbaren Blut versprochen wurde, welche seit dem ersten Tage ihrer Missionstätigkeit in Mozambique so gute Beweise ihrer Hingabe gegeben haben.

Eine von ihnen eilte schon dem Himmel zu. In liebender Erinnerung blieb sie allen, die sie kannten. Auf den Arzt, der ihr in der Krankheit beistand, machte sie einen so tiefen Eindruck durch die überirdische Heiterkeit, mit der sie dem Tod entgegen- ging. Noch niemals hatte dieser Arzt während seiner Praxis



Fort von Mozambique.

in den überseeischen Gegenden jemand so ruhig und ergeben sterben sehen, wie die gute Schwester Lebuina, mit den Augen auf Gott gerichtet und seufzend nach dem Himmel. Einen so tiefen Eindruck machte die liebe Verstorbene auf den ungläubigen Arzt.

Es waren die Sambesi-Fieber, die dieses Opfer forderten, es war das Schwarzwasserfieber, das sie dem besten Alter entriß. In diesem Jahre besuchte ich die Mission Boroma und betete an ihrem Grabe dort auf dem Friedhofe, wo die gute Schwester im Schatten dichtbelaubter Bäume ruht, von einem Kreuze beschützt, in Erwartung der Auferstehung. Sie war die Oberin und die erste, die diese Mission verließ mit Ergebung in den Willen Gottes, die andere wünschen ließ, auf gleiche Weise zu sterben.

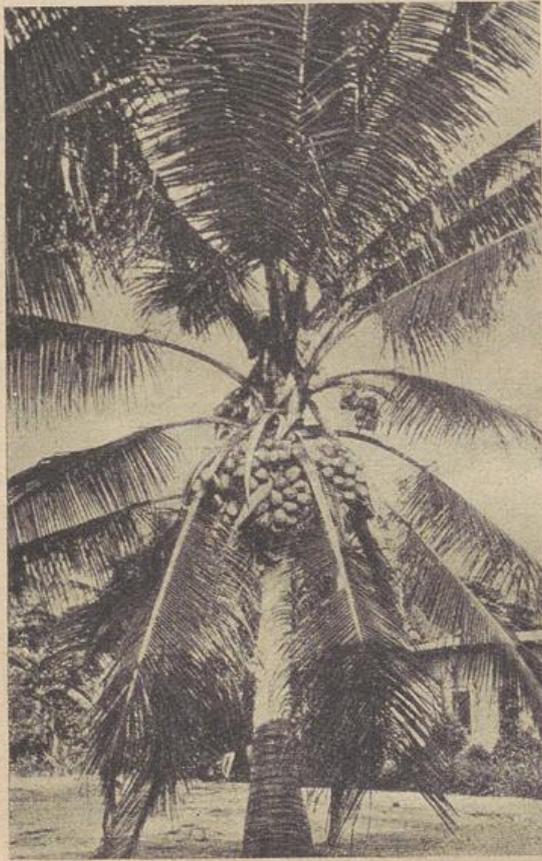
Die Schwestern wählten den Begräbnisplatz und wollten noch zwei weitere Grabstätten reservieren, damit die beiden ersten Schwestern, die nach ihr sterben würden, an der Seite derer begraben würden, die sie so früh verließ. Sie wollten, daß sie

auch noch auf dem Friedhof ihre Oberin bliebe, die ihnen so gute Tugendbeispiele gegeben hatte, und deshalb bezeichneten sie die beiden leeren Plätze für die beiden ersten, die Gott zu sich berufen würde. Der Pater Superior der Mission erlaubte es aber nicht, da er hoffte, daß der liebe Gott dieses neue Leid der Mission erspare. Ich dachte niemals, daß der liebe Gott die gute Schwester so früh in den Himmel nehmen würde; aber er wollte ja auch selbst mit 33 Jahren sterben, und im Alter von 33 Jahren nahm er auch diese gute Schwester zu sich. Mit tiefer Bewegung lese ich immer jenen Vers, den jemand zur Erinnerung an ihren Tod schrieb:

Freunde, warum weinet ihr?
Geliebte Eltern, warum fragt ihr nach uns?
Fern von der Wiege graben wir unser Grab,
Im Himmel, im Himmel gibt's ein Wiedersehen!

Wissen Sie, Ehrwürdige Mutter Generaloberin, warum ich mich gerade heute, da schon mehr als ein Jahr vergangen ist, ganz besonders der ersten Oberin und der ersten Schwester der Kongregation vom kostbaren Blut, die in der Mission von Mozambique gestorben ist, erinnere? Weil ich weiß, daß im Gegenteil zum Verhalten der Weltleute die Ordensleute den Tod nicht fürchten und ihr Leben vollständig dem lieben Gott zum Opfer bringen.

Der Schwestern sind viel zu wenige für die große Arbeit hier und wir benötigen notwendigerweise mehr Schwestern Cebuinas, um den Schwestern zu helfen, die hier sind. Ich bitte Gott, daß er ihnen Kraft gebe, aber Wunder erbitten, wäre Gott versuchen; die Arbeit ist zu groß für so wenige Schwestern. Gott hat Ihnen geistlichen Trost gegeben in Ihren Arbeiten, die jetzt weit verschieden sind von den Arbeiten Ihrer ersten Missionstätigkeit. Heute leiten die Schwestern hier in Lourenco-Marques eine Schule mit mehr als 100 Kindern, welche ohne die religiöse Hilfe der Schwestern zu Heiden würden und verloren gingen. Viele erwachsene Mädchen, deren Eltern getauft sind, blieben ohne Taufe, und wenige sind, die ihre erste heilige Kommunion gemacht haben. Schöne Resultate haben die Schwestern schon erzielt, und der liebe Gott segnet sie. Ohne die religiöse Hilfe der Schwestern hätten diese und viele andere Kinder niemand, der sie in unserer Religion unterrichtete, denn in dieser Stadt sind fast alle Schulen religionslos oder protestantisch. Es ist tröstlich, den Eifer der Kinder beim Erlernen des Katechismus zu sehen, der ihnen bis jetzt vollständig unbekannt war und die Begeisterung, mit der einige schon ihre religiösen Pflichten erfüllen. In der bescheidenen Kapelle der Schwestern hatten wir auch schon die Freude, die Abschwörung einer englischen Dame zu hören, die, nachdem sie katholisch gewesen war, sich zum Protestantismus verirrt, der die Reli-



Kofuspalme in Zanzibar.

gion ihres Mannes war. Eine andere englische Dame, die protestantisch war, trat zu unserer heiligen Religion über. Für alles sei Gott gepriesen!

Doch der Schwestern sind zu wenige. Die Ferien haben jetzt angefangen, aber nur für die Kinder, denn die Schwestern haben viel zu tun und wollen diese Zeit benützen, um sich mehr dem Studium der portugiesischen Sprache zu widmen, welche Schwester Gerardis schon geläufig spricht, was ihr von großem Nutzen ist beim Erteilen des Religionsunterrichtes.

Schwester Archangela war genötigt, in die Union (Transvaal) zu reisen, um ein wenig in einem Schwesternkloster

auszuruhen, wo sie auch die Zeit benützen wird, um weitere Studien zu betreiben.

Eine kleine Ausstellung der Arbeiten der Schülerinnen der Schule gefiel sehr und begeisterte die Familien der Kinder. Wir hoffen, daß im nächsten Jahr der Besuch der Schule noch größer sein wird, aber es fehlen uns die Schwestern!

Courenco-Marques, den 20. Dezember 1927.

(Bez.) Rafael,

Bischof von Augusta und Prälat von Mozambique.

✠

Heiteres aus der Mission.

Eines Tages kam eine Dame, welche Handschuhe trug, zur Mission. Das gab unter den Krausköpfchen einen förmlichen Aufruhr. Sie waren außer sich vor Verwunderung und eilten zu den Schwestern und hatten nichts Eiligeres zu tun, als den Schwestern zu erzählen, daß eine weiße Dame kam, die ein Kleid für jede Hand hat und für jeden Finger noch ein Extra-Kleidchen.

Ein schwarzes Marienkind.

Soch oben am schönen Kilimandjaro, dessen Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind, während üppig wuchernde Bananenhaine seinen Fuß mit saftigem Grün umsäumen, erblickte im Jahre 1889 ein kleines Mägdelein das Licht der Welt. Noch nicht lange war es her, seitdem die ersten Glaubensboten das Land betreten hatten, um den vielen Tausenden armer Heiden, die jenen Berg bevölkern, das Licht unseres heiligen Glaubens zu bringen. Alles lag noch im finsternen Heidentum begraben.

Der Vater unserer kleinen Magtamba war ein reicher, beim Volk angesehener Mann und einer der ersten Rats Herrn des großen Häuptlings. Er besaß viele Weiber nach dortiger Landes Sitte und große Herden Vieh. Nun ward ihm noch ein schönes gesundes Mägdelein geschenkt, das ihm einst ein schönes Heiratsgut einbringen und sein großes Besitztum noch vermehren wird. Magtamba, so hatte es der Vater geheißt, wuchs in der Hütte ihrer Mutter mit noch zwei anderen Schwestern und einem Bruder auf. Nichts fehlte dem kleinen Dschagga-Mägdelein zu ihrem Glücke. Im schattigen Bananenhain, der die Hütte ihrer Mutter umgab, hingen lange, saftige Trossen, welche die Mutter, außer den goldgelben reifen, zu allerlei Gerichten zu verwerten verstand. Dort sprangen muntere Zicklein um ihre Mütter herum und in der warmen Hütte lagen behaglich ein paar schöne Milchkühe. Schöne Kleidchen brauchte die Kleine nicht. Es hatte nur das schwarz-braune Röckchen an, mit dem es auf die Welt gekommen war. Die Mutter rieb es öfters mit Fett ein, damit es nicht rauh und rissig werde und somit war es immer glatt und glänzend wie Samt. Um die Lenden trug es einen blauen Perlengürtel, an dem viele kleine Kettchen herunterbaumelten und die Blöße bedeckten. So wuchs Magtamba Jahr um Jahr heran, in der frohen Sorglosigkeit ihrer Jugend.

Wohl drangen die Glocken des Missionskirchleins auch in ihre Heimat hinein, doch sie schienen dort niemanden zu rufen. Der Vater war den weißen Missionaren nicht abgeneigt. Er wußte, daß sie gute Menschen waren, aber die Lehren, die sie vortrugen, paßten ihm nicht. Die mochten gut sein für die armen Leute, die überhaupt nicht viele Frauen bezahlen konnten, für ihn wäre das nichts. Er wollte leben und sterben wie seine Vorfahren, damit war er fertig. Somit blieb die Mission auch seinen Frauen und Kindern fremd. Schon war Magtamba 14 Jahre alt geworden, da hieß es: „Nun kommen auch weiße Frauen, die den Mädchen Unterricht geben werden.“ Und als sie wieder eine Zeitlang später von den Kindern in den Nachbarhütten hörte, wie gut und freundlich die Schwestern und wie sonderbar sie gekleidet sind, da zog auch sie eines Sonntags

die Neugierde zur Kirche hin, um die fremden Frauen zu sehen und zu erfahren, was die bereits getauften Kinder dort tun. Das war für Magtamba die Stunde der Gnade. Sie sah schon viel Christen dort andächtig in der Kirche knien und einige ihr bekannte Mädchen mit bunten Kleidchen angetan. Das war alles so ganz anders, als das, was sie bisher gesehen. Immer wieder mußte sie den Priester am Altare und das Allerheiligste in der kleinen Monstranz ansehen. Ganz stumm stand sie da und doch, erzählte sie später, war es ihr so sonderbar und traurig zumute gewesen, wie jemandem, der Heimweh fühlte, doch wußte sie es nicht zu deuten.

Von nun an ging sie öfter mit zur Kirche. Zur Schule durfte sie nicht, denn der Vater fürchtete, sie möchte eine Christin werden. Wieder vergingen zwei Jahre; Magtamba hatte keinen weiteren Unterricht genossen, doch von ihren Spielgefährten wußte sie, was es um die heilige Taufe und das Christentum sei. Sie war inzwischen ein starkes, kräftiges Mädchen geworden, eine Schönheit unter ihresgleichen, und so kam es, daß der Häuptling um sie warb, und zwar für seinen Sohn, der bald die Regentschaft antreten sollte. Der Vater war hoch erfreut; nun war ihm ein reiches Heiratsgut in Aussicht. Doch wie war er erstaunt, als seine Tochter ihm auf die Mitteilung hin, daß der junge Häuptling sie zum Weibe begehrte, fest antwortete: „Nein, Vater, ich werde keines Heiden Frau.“ „Was denn“, fragte der Vater und schon begannen seine Zornesadern anzuschwellen. „Vater, ich möchte getauft und eine Christin werden!“ Sinnlos vor Zorn, schlug der rohe Heide dem Mädchen auf den Mund, daß die Zähne bluteten. „Noch einmal sag dieses Wort und ich lasse dich blutig peitschen.“ Ruhig spuckte sie das Blut aus dem Munde und sagte noch einmal: „Vater, ich werde keines Heiden Frau, auch nicht die eines Häuptlings; ich möchte eine Christin werden.“ Darauf sperrte er sie in die Hütte ihrer Mutter ein, um sich zu besinnen. Am anderen Tage wolle er sie zwingen, ihre Zustimmung zu geben, und wenn sie nicht wolle, drohe er ihr harte Strafen an. Nun wurde der Kampf für Magtamba noch heißer. Dennoch war es für sie leichter, gegen den Zorn des Vaters anzukämpfen, als gegen das weiche Jureden der geliebten Mutter. Diese stellte ihr unter heißen Tränen vor, wie unglücklich sie beide würden, wenn sie dem Vater nicht folgen wolle, und wußte ihr das Leben einer angesehenen Häuptlingsfrau in den schönsten Farben zu schildern.

Das Mädchen, das die alte Mutter bedauerte, sagte traurig und fest: Mutter, wenn ich Euch folgen würde, wäre es auf dieser Welt schön für uns, wir kämen aber dann nachher nicht in den schönen Himmel; so habe ich es gehört von den weißen Missionaren in der Kirche.“ Sie blieb fest in ihrem Entschlusse, Christin zu werden. Am anderen Morgen kam der Vater mit

einer schweren Lederpeitsche, zu der man den Schwanz des Nilpferdes nimmt, um zu sehen, wie ihre Gesinnung jetzt sei. Als er sie ebenso fest in ihrem Entschlusse fand, getauft zu werden, wie am vorhergehenden Tage, schlug er in sinnloser Wut auf das arme Mädchen los, bis der ganze Körper voll blutiger Striemen war. Er wollte sie zu einer Sinnesänderung zwingen. Umsonst. Unter den heftigsten Schlägen rief sie: „Vater und wenn du mich todschlägst, ich werde eine Christin.“ Müde vom Schlagen und von der Erregung, ließ der harte Vater sein Kind wimmernd und blutig auf der Erde liegen. Niemand, auch die Mutter getraute sich nicht, dem armen Mädchen einen Liebesdienst zu erweisen. Den ganzen Tag lag sie da und konnte sich vor Schmerzen nicht rühren. Was sollte sie anfangen? Sie kannte den unbeugsamen Sinn des harten Vaters. Ach, wenn ihr doch von der Mission eine Hilfe käme! Aber dort kannte man sie kaum. Sie war ja immer nur dorthin gegangen, als eine heidnische Schönheit mit Perle und allerlei Zieraten geschmückt. (Schluß folgt.)



Die Vision des Dichters.

(Fortsetzung.)

„Alles ist möglich, wenn es sich um Gottes Barmherzigkeit den Sündern gegenüber handelt“, sagte der fromme Achtermann mit Überzeugung.

„Also, Harry, beginne doch endlich“, forderte Manuel gespannt.

„Nun gut! Höret meine Geschichte. Ich war der einzige Sohn reicher Farmersleute und genoß im Elternhause die vorzüglichste Erziehung. Meine Eltern waren strenggläubige Katholiken, deren Beispiel allein genügt haben sollte, mich standhaft und treu im Glauben zu erhalten.“

Aber mehrere Jahre des Leichtsinns und tollen Treibens während meiner Universitätszeit, wo ich mein eigener Herr war, schienen jede Erinnerung an das Gute, das meine Mutter mir eingepflanzt hatte, bald erstickt zu haben.

Ich fühlte den Drang in mir, Dichter, Schriftsteller zu werden und versuchte früh meine Feder — mit gutem Erfolg! Bald fing ich an, verbotene Bücher, schlechte Schriften zu lesen und meine religiösen Pflichten zu vernachlässigen. Vielleicht auch, da ich in meist protestantischen Kreisen verkehrte, erbitterte mich ihr Spott und ihre Neckereien und — offen gestanden — ich fing an mich meines Glaubens zu schämen und ward endlich so eingeschüchtert, um ihn offen zu bekennen. Zulezt stürzte ich mich kopfüber in ein Leben voll Verschwendung und Leichtfertigkeit — und schlimmere Dinge.

Selbst der Tod meiner Eltern, ja meiner frommen Mutter letzte Ermahnung, ich möchte mein Leben ändern und wieder zum Glauben meiner Kindheit zurückkehren, hatten keine Wirkung. Vorwürfe und Schmerz verhärteten nur mein Herz, statt es zu erweichen. Um zu vergessen, stürzte ich mich noch tiefer in das Labyrinth betäubender Vergnügungen dieser Welt. Wie eine böse Zauberin warf sie ihr Netz fester und fester um mich, so daß ich zuletzt unfähig war, Widerstand zu leisten.

Von Zeit zu Zeit versuchte ich zwar, diese Fesseln los zu werden, aber umsonst — ich war besiegt — ein Sklave der sündhaften Welt mit ihren bösen Einflüssen geworden.

Zuweilen quälte mich die Reue, aber ich ließ sie nicht aufkommen. Ich schrieb und dichtete, um die Stimme des Gewissens in mir zu übertönen.

Aber was ich schrieb, waren nur frivole Romane. Jeder Strich meiner Feder war Vergiftung der Seele für mich und andere! Die Religion ward mir zur Mythe — Gott bloß ein selbstgeschaffenes Trugbild! Kirche und Kirchengehen schienen mir die ärgste Torheit und Schwärmerei — eine Art religiöser Wahn! Und ich lächelte spöttisch, wenn ich an Kirchen vorbeiging und sah, wie die Menge ein- und ausging! Ich bedauerte sie, und in meiner Verblendung nannte ich sie arme Toren!“

*

Harry Ashton ging ein paarmal auf und ab, dann setzte er sich wieder und fuhr fort:

„Und doch, sonderbar, ohne irgendeinen erklärlichen Grund beneidete ich diese Menschen, beneidete sie um ihren Glauben! Da eines Tages geschah das Seltsame, der Anlaß zu meiner ersten Befreiung. Ich ging eines Morgens — es war ein Festtag — verwundert über die große Zahl der Andächtigen, an einer Kirche vorbei. Da sah ich eine junge Dame, so holdselig und schön, daß sie mir auffiel, die Stufen der Kirche emporsteigen. Wer mochte sie sein? Ich fragte eine alte Bettlerin, die an der Kirchenpforte saß, ob sie die junge Dame kenne.

Mit ausleuchtenden Augen erzählte mir die Alte, daß dies die fromme Dichterin Miß Grace Macdonald sei, die hier in der Nähe der Kirche wohne, sehr reich und angesehen, aber gänzlich verwaist und ein wahrer Engel der Güte und Barmherzigkeit für die Armen sei.

Meine Neugierde war rege. Ich mußte die Dame kennenlernen. Aber, dachte ich: wozu hier im heißen Sonnenbrande stehen? Konnte ich nicht in die Kirche hineingehen? Da konnte ich sie jedenfalls sogar näher sehen und beobachten. Und kühler, angenehmer war es drinnen auch als draußen.

So trat ich ein. Zum erstenmal wieder nach langer, langer Zeit in einer Kirche!

Der Weihrauchduft, der Glockenklang, das Brausen der Orgel, der fromme Gesang der Chorknaben — ach — hatte ich nicht auch einmal so gesungen! — ergriffen meine Seele derart, daß ich, ohne es zu wissen und zu wollen in die Knie sank. Ich barg mein Gesicht in beide Hände. Und dann ... Wahrhaftig, da fühlte ich Tränen, die durch meine Finger rieselten

Was war das? Was hatte mich so weich gemacht? Jetzt erst blickte ich verstohlen, seufzend umher. Und da sah ich das junge Mädchen. Gleich einem betenden Engel kniete sie da. Die Augen unverwandt zum Altare gerichtet. Täuschte ich mich, oder war es wahr, über ihre Wangen rollten Tränen! Warum aber weinte sie, die Reine? Die hatte doch gewiß kein verfehltes Leben, wie ich, zu beklagen?

Ich hatte den Namen dieser frommen Dichterin schon oft gelesen, auch ihre Sammlung „Marienblüten“, und den zarten reinen Sinn derselben insgeheim bewundert, wenn ich es mir auch nicht gestehen wollte. —

Also das war Grace Macdonald, die jetzt einen solchen tiefen Eindruck auf mich machte, ohne daß ich je ein Wort mit ihr gewechselt hatte! — Ihr kennt ja, liebe Freunde die Verse:

Es können Seelen sich begegnen,
Die nie ein Wort einander sagen,
Und doch muß ein Herz in das andere
Den Samen hoher Gnade tragen.
Sie säen unbewußt und schauen
Niemals die volle Segensfülle,
Bis daß im Licht des ew'gen Tages
Die Führung Gottes sich enthülle. —

Nun, meine Freunde, ich will nicht weiläufig werden — kurz und gut: Grace und ich lernten uns kennen und lieben.

Ich besuchte sie und bat um einen Band ihrer berühmten „Marienblüten“. Ihr schönes, blasses Gesicht errötete in angeregter Unterhaltung, wurde aber bleich, als ich ihr später nochmals meinen Namen nannte, den sie bei der Vorstellung wohl überhört hatte. Sie erschrak sichtlich und sagte mit trauriger Stimme: „Sie also, mein Herr, sind jener Mr. Ashton? Wissen Sie, daß mir ihr Name großes Interesse, aber auch viel Leid verursacht hat — daß ich schon viel für Sie gebetet habe um die Gnade einer aufrichtigen Sinnesänderung, auf daß Sie Ihr herrliches Talent als Dichter doch edleren Aufgaben weihen möchten? ... Mein Gott — wie können Sie glücklich sein in solcher Gottesferne?“ Wie ein armer Sünder saß ich vor ihr und blickte zu Boden. Und dann — irgend etwas zwang mich — offen enthüllte ich ihr mein Seelenelend! ... Als ich geendet und jetzt erst in das Gesicht der reinen Jungfrau aufzublicken wagte, sah ich Tränen des Mitleids in ihren goldbraunen Augen glänzen.

Sie sprach mir liebevoll zu und in ihrer ernststen tiefen Art — —

Doch darüber kann ich nicht sprechen. Kurz, nach einiger Zeit war ich ganz umgewandelt und söhnte mich mit Gott aus.

Jetzt wagte ich es, sie um ihre Hand zu bitten. Wir wandelten zusammen durch die Friedhofsanlagen: „Jetzt bin ich ein dem Leben wieder Erstandener“, sagte ich, gedankenvoll auf ein Grab niedersiehend, welches ein großer weißer Rosenbusch zierte.

„Ja, Harry“, entgegnete Grace, „Ihre Seele war gestorben, doch jetzt haben Sie das Leben wieder — verlieren Sie es nicht mehr! — Wissen Sie, daß ich Gott mein Leben zum Opfer bringen würde, sobald ich sähe, daß — Sie, Harry, wieder abfallen?!“ —

Sie brach eine weiße Rose und hielt sie mir hin. „Hier will ich begraben sein, sobald Sie wankend werden! Und der Herr wird das Opfer meines Lebens um Ihrer unsterblichen Seele wegen annehmen!“ Bestürzt rief ich: „Grace, warum reden Sie vom Sterben, wo ich so unaussprechlich glücklich bin!“ Ich hatte die beiden Hände Graces in den meinigen gefaßt und blickte innig in ihr jetzt sanft errötendes Antlitz . . .

Sie entgegnete ernsthaft: „Ja, Harry, Sie haben Ursache, glücklich zu sein. Sie sind gesund an Leib und Seele, reich, angesehen, haben ein herrliches Talent, durch welches Sie so unendlich viel Gutes für Zeit und Ewigkeit wirken können! Harry, Sie sind glücklich, und ich“ — setzte sie leise hinzu — „bin es auch!“ —

Und da — — nun, ich nahm sie in meine Arme, und wir tauschten das Gelöbniß der Liebe . . . (Fortsetzung folgt.)

✻

Heiteres aus der Mission.

Kongo. Bekanntlich wollen die Neger alles nachmachen, was sie bei den Europäern sehen. Eine Schwester bereitete aus der Maniokwurzel Stärke. Sofort macht eine Negerfrau es nach; aber nun kam die brennende Frage, was soll sie mit dieser Stärke anfangen, denn die Schwestern stärken ja nur Kirchenwäsche. Doch der schwarze Herr Gemahl, der so gern die neueste Mode mitmacht, weiß schon Rat. Er stärkt seine nach eigenem Schnitt gemachte sehr weite Sonntags-hose, leiht sich irgendwo ein Bügeleisen und glättet den Stoff fest aufeinander. Dann wird nur soviel Platz gemacht, daß das Bein eben durch kann, der andere Teil der geklebten Hose steht steif nach vorn und rückwärts. So erscheint er majestätisch am nächsten Sonntag im Hochamt.

✻

Lustige Ecke.

Woher „Jonas“ seinen Namen hat. Hansl: „Weißt du, warum Jonas so geheißen hat?“ — Pepi: „Nein, warum denn?“ — Hansl: „Wie ihn der Walfisch ans Land gespien und die Leute ihn gefunden haben, da sagten sie: ‚Du bist ja naß!‘“

Naiv. Wohltätigkeitsdame (zur Kleinen, die für ihre kranke Schwester Suppe holen will): „Liebes Kind, Du willst Krankensuppe haben; Deine Schwester ist aber gar nicht mehr krank. Ich habe sie gestern gesund auf der Straße gesehen. — Die Kleine: „Ja, gesund ist meine Schwester schon, aber essen tut sie immer noch.“